

Mein nie erfüllter Weihnachtswunsch

Als mir mein Sohn Frank ~~neulich~~ seine mit derber elfjähriger Hand verfaßte, ringsum mit Indianerköpfen bunt verzierte Wunschliste für Weihnachten auf den Schreibtisch legte, blinzelte ich ihn an, er schnitt ein pffiffiges Gesicht und wußte, daß er gut drei Viertel seiner fünfundzwanzig Wünsche in den Rauch geschrieben hatte. Aber freilich das ~~sechsmal~~ ^{sechs-}mal rot unterstrichene Briefmarkenalbum wird er bekommen müssen. Wer fünf Kinder hat gleich mir, kennt diese Unterstreichungen, die blutigen Herzensschreie der Sehnsucht, und man ist kein Rabenvater, man kratzt die Pfennige zusammen und verwandelt sich in einen Engel.

Mir allerdings, als ich ein Bub war, half keine Beschwörung mit farbiger Tinte, auch wenn ich sie vor jedem Christfest dicker unter das liebevoll hingemalte Wort "Fahrrad" häufte. Meine Eltern bescherten mir zwar sonst fast alles, was der Wunschzettel aufzählte, doch die an erster Stelle erflachte Herrlichkeit, das Rad, nie nie nie. Und das hatte einen gleichsam geistigen Grund.

Mein Vater leitete eine sehr große Zuckerfabrik in Siebenbürgen, dazu gehörte ein Gut mit tausend Kühen und doppelt so vielen Schafen. Oh, wir lebten in einer wunderbaren patriarchalischen Welt, damals knapp vor dem ersten Weltkrieg. Wer bei uns fahren wollte, ließ Pferde vor Wagen oder Kutschen traben, je nach seinem Stande. Es ließ sich sogar das von der ganzen Umgebung bewunderte Auto besteigen, bei dessen Anblick als köstliche Zugabe die Bauerngespanne in den Straßengraben arrissen. Diese Gefährte zeichnete alle dieselbe Eigenschaft aus, Menschen von Ort zu Ort zu tragen, ohne ihnen die Mühe der Bewegung aufzunützen.

Was ist dagegen ein Fahrrad? Wer sich draufsetzt, den fährt es nicht. Er muß es fahren, muß den Rücken beugen und arbeiten, damit es rolle. Welche groteske Erfindung! Sie widersprach dem Sinn eines anständigen Fahrzeugs, das man lenkte, das man aber nicht selber vom Fleck fortstieß. Also war dieses Bicycle, wie man es nannte, ordinär. Das meinten alle Leute, die etwas galten, und man vergaß dabei, daß um die Jahrhundertwende, als die Neuheit in der verwegenen Gestalt eines riesigen Speichenrads mit dahinter laufendem Rädchen aufkam, die Sportfexen der nahen Kreisstadt einen Bicyclistenkлуб gründeten, der jedoch nach etlichen Sommern einschliefl, denn die Idee des arbeitenden Fahrens hatte sich im Land der Rosse schnell lächerlich, hatte sich peinlich gemacht, obwohl das anfängliche Ungetüm inzwischen zur heutigen Form verkleinerte.

zusammenschrumpfte ^{zu} was.

Gewiß, mitunter sah man verblüfft noch einen Außenseiter, der mit Kreisenden Beinen, über die Lenkstange gekrümmt, dahinzog, unseren Gärtner zum Beispiel. Ich bewunderte ihn, Ich lieb mir heimlich sein Rad, lernte es fahren und fühlte mich glücklich, denn mir leuchtet es keineswegs ein, daß ein Bicycle ordinär sei oder gar ungesund, wie man mir zum Überfluß einreden wollte. Indessen, wer sonst als der Gärtner brachte es fertig, Pedale zu treten? Niemand! Kein Bürger, kein Knecht, keine Magd, kein Arbeiter, eben nur der Gärther, und der war in Holland in der Lehre gewesen, wo in den Städten mehr Bicyclisten als Fußgänger oder gar Kutschen wimmeln sollten, eine, wie ich zugab, pöbelhafte Entartung. Untertanen der selbst Autos verabscheuenden kaiserlichen und apostolisch königlichen Majestät zu Wien konnten darüber nur die Nase rümpfen. Unter meinen Schulkameraden im berühmten Honterusgymnasium in Kronstadt besaß ein einziger, der Sohn eines Obersten, ein Rad, doch der stammte weiß Gott woher, vermutlich aus einem Gebiet der Monarchie, das leider nicht besser war als Holland. Auf diesem Rad wagte ich mich durch die Stadt zu arbeiten, einmal, nie wieder; ich merkte an den Blicken, die mich musterten, daß ein ^{em} Jungen mit der Gymnasiastenmütze solche Würdelosigkeit nicht verziehen würde.

Und dennoch, draußen im Gut zwischen den Äckern hätte ich fürs Leben gern ein eigenes Rad gehabt. Daher die roten dicken Striche auf dem Wunschzettel, deren Vergeblichkeit mir an jedem Weihnachtsabend ins Herz stieß, jahrelang, bis ich lernte, was man tut und läßt.

Heute haben auch meine Söhne ihre Räder; es ist gar nichts dabei. Ich leihe sie mir manchmal aus. Und sitze ich im Sattel, so geschieht es, daß ich plötzlich herumäuge, ob mich mein Vater nicht auf dem Bicycle des Gärtners ertappt und mit einem kurzen Kopfbeugen zum Absteigen zwingt.

Jetzt beherrschen mich freilich andere Wünsche, die sich nicht erfüllen. Wieder ein Auto zu besitzen wie vor dem letzten Krieg! Ein Stück eigener Erde! Ich stamme vom Land, ich möchte Land haben! Wird mir jemals ein Baum gehören? Nur ein einziger Baum, und dann natürlich Haus und Garten.

Aber all das verblaßt, wenn sich mir, seit zehn Jahren schon, ein heißerer Wunsch am Heiligen Abend versagt. Meine Mutter wiederzusehen! ^{Sie lebt noch.} In ihrem Haus und Garten machen sich Fremde breit. Ihre verbliebene Habe ließe sich wohl auf dem Gepäckträger eines Rades verstauen. Heute gönnte sie mir ^{mir} sicherlich ein Bicycle, wäre es ihr nur beschieden, bei mir zu sein, aber sie schleppt fast achtzigjährig selber das Wasser vom Brunnen in die Dorfhütte, wo sie Zuflucht fand, und das Dorf liegt weit weit östlich des Eisernen Vorhangs, woher niemand fortreisen darf, mit keinerlei Fuhrwerk, und wo die ~~die~~ von jeher volkseigene Welt nun

so sehr volkseigen wurde, daß Fahrräder, wenn man sie zu kaufen bekommt, ihre Besitzer geradezu als Millionär erscheinen lassen. Da^{man}~~st~~^{im} wird ~~sich~~ dort auch jetzt ~~noch~~ keinem Buben zu Weihnachten ein Rad schenken, nein, darin hat sich nichts verändert, wenigstens darin nicht.

Dr. Heinrich Zillich

Als mir mein Sohn neulich seine mit derber elfjähriger Hand verfaßte, ringsum mit Indianerköpfen bunt verzierte Wunschliste für Weihnachten auf den Schreibtisch legte, blinzelte ich ihn an, er schnitt ein pflüffiges Gesicht und wußte, daß er gut drei Viertel seiner fünf- und zwanzig Wünsche in den Rauch geschrieben hatte. Aber freilich, das sechsmal rot unterstrichene Briefmarkenalbum wird er bekommen müssen. Wer fünf Kinder hat gleich mir, kennt diese Unterstreichungen, die blutigen Herzensschreie der Sehnsucht, und man ist kein Rabenvater, man kratzt die Pfennige zusammen und verwandelt sich in einen Engel.

Mir allerdings, als ich ein Bub war, half keine Beschwörung, mit farbiger Tinte, auch wenn ich sie vor jedem Christfest dicker unter das liebevoll hingemalte Wort „Fahrrad“ häufte. Meine Eltern bescherten mir zwar sonst fast alles, was der Wunschzettel aufzählte, doch die an erster Stelle erflachte Herrlichkeit, das Rad, nie, nie, nie. Das hatte einen gleichsam geistigen Grund.

Mein Vater leitete eine sehr große Zuckerfabrik in Siebenbürgen, dazu gehörte ein Gut mit tausend Kühen und doppelt so vielen Schafen. Oh, wir lebten in einer wunderbaren patriarchalischen Welt, damals knapp vor dem ersten Weltkrieg. Wer bei uns fahren wollte, ließ Pferde vor Wagen oder Kutsche traben, je nach seinem Stande. Es ließ sich sogar das von der ganzen Umgebung bewunderte Auto bestiegen, bei dessen Anblick als köstliche Zugabe die Bauerngespanne in den Straßengraben ausrissen. Diese Gefährte zeichnete alle dieselbe Eigenschaft aus, Menschen von Ort zu Ort zu tragen, ohne ihnen die Mühe der Bewegung aufzunötigen.

Was ist dagegen ein Fahrrad? Wer sich draufsetzt, den fährt es nicht. Er muß es fahren, den Rücken beugen und arbeiten, damit es rolle. Welch eine groteske Erfindung! Sie widersprach dem Sinn eines anständigen Fahrzeugs, das man lenkte, das man aber nicht selber vom Fleck fortieß. Also war dies Bicycle, wie man es nannte, ordinär. Das meinten alle Leute, die etwas galten, und man vergaß dabei, daß um die Jahrhundertwende, als die Neuheit in der verwegenen Gestalt eines riesigen Speichenrads mit dahinter laufendem Rädchen aufkam, die Sportfexen der nahen Kreisstadt einen Bicyclistenkлуб gründeten, der jedoch nach etlichen Sommern einschloß, denn die Idee des arbeitenden Fahrens hatte sich im Land

der Rosse schnell lächerlich, hatte sich peinlich gemacht, obwohl das anfängliche Ungetüm inzwischen zur heutigen Form zusammengeschrumpft war.

Gewiß, mitunter sah man verblüßt noch einen Außenseiter, der mit kreisenden Beinen, über die Lenkstange gekrümmt, dahinzog, unseren Gärtner zum Beispiel. Ich bewunderte ihn. Ich ließ mir heimlich das Rad, lernte es fahren und fühlte mich glücklich, denn mir leuchtete es keineswegs ein, daß ein Bicycle ordinär sei oder gar ungesund, wie man mir zum Ueberfluß einreden wollte. Indessen, wer sonst als der Gärtner brachte es fertig, Pedale zu treten? Niemand! Kein Bürger, kein Knecht, keine Magd, kein Arbeiter, eben nur der Gärtner, und der war in Holland in der Lehre gewesen, wo in den Städten mehr Bicyclisten als Fußgänger oder gar Kutschen wimmelten sollten, eine wie ich zugab, pöbelhafte Entartung. Untertanen der selbst Autos verabscheuenden kaiserlichen und apostolisch königlichen Majestät zu Wien konnten darüber nur die Nase rümpfen. Unter meinen Schulkameraden im berühmten Honterusgymnasium in Kronstadt besaß ein einziger, der Sohn eines Obersten, ein Rad, doch der stammte weiß Gott woher, vermutlich aus einem Gebiet der Monarchie, das leider nicht besser war als Holland. Auf diesem Rad wagte ich mich durch die Stadt zu arbeiten, einmal, nie wieder; ich merkte an den Blicken, die mich musterten, daß einem Jungen mit Gymnasiastenmütze solche Würdelosigkeit nicht verziehen würde.

Und dennoch, draußen im Gut zwischen den Aedern hätte ich fürs Leben gern ein eigenes Rad gehabt. Daher die roten dicken Striche auf dem Wunschzettel, deren Verge-

lichkeit mir an jedem Weihnachtsabend ins Herz stieß, jahrelang, bis ich lernte, was man tut und läßt.

Heute haben auch meine Söhne ihre Räder; es ist gar nichts dabei. Ich leihe sie mir manchmal aus. Und sitze ich im Sattel, so geschieht es, daß ich plötzlich herumäuge, ob mich mein Vater nicht auf dem Bicycle des Gärtners ertappt und mit einem kurzen Kopfheben zum Absteigen zwingt.

Jetzt beherrschen mich freilich andere Wünsche, die sich nicht erfüllen. Wieder ein Auto zu besitzen wie vor dem letzten Krieg! Ein Stück eigener Erde! Ich stamme vom Land, ich möchte Land haben! Wird mir jemals ein Baum gehören? Nur ein einziger Baum, und dann natürlich Haus und Garten.

Aber all das verblaßt, wenn sich mir, seit zehn Jahren schon, ein heißerer Wunsch am Heiligen Abend versagt. Meine Mutter wiederzusehen! Sie lebt noch. In ihrem Haus und Garten machen sich Fremde breit. Ihre verbliebene Habe ließe sich wohl auf dem Gepäckträger eines Rades verstauen. Heute gönnte sie mir sicherlich ein Bicycle, wäre es ihr nur beschieden, bei mir zu sein, aber sie schleppt fast achtzigjährig selber das Wasser vom Brannen in die Dorfhütte, wo sie Zuflucht fand, und das Dorf liegt weit östlich des Eisernen Vorhangs, woher niemand fortreisen darf, mit keinerlei Fuhrwerk, und wo die von jeher volkseigene Welt nun so sehr volkseigen wurde, daß Fahrräder, wenn man sie zu kaufen bekommt, ihre Besitzer geradezu als Millionäre erscheinen lassen. Darum wird man dort auch jetzt keinem Buben zu Weihnachten ein Rad schenken, nein, darin hat sich nichts geändert, wenigstens darin nicht.